

Nr. 182. Bromberg, den 26. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(12. Fortsetzung — (Nachdruck verboten.)

Kapitel 8.

Dr. Devils Reich.

Der Satan II schien still zu liegen, so langsame Fahrt machte er. Der gelbe Kapitän bediente selbst das Steuer und bohrte seine von hüpfenden Reflexen überhuschte Fratze in die Glasscheibe des Kompasses. Ein Teilstrich zu viel nach Backbord konnte den Tod bedeuten. Den porphyrnen Gesteinswänden des Unterwasserkanals hielt nicht einmal die stählerne Haut des U-Bootes stand.

„Wir passieren momentan den anderthalb Kilometer langen Einfahrtskanal zu meiner Insel", erklärte Mr. Devil dem Professor, der mit zerknittertem Gesicht übernächtig in einer Ecke lehnte. „Acht Meter sind wir unter Wasser, nicht wahr Ishi."

Hoffentlich fährt der Kerl an die Felsen, dachte Peter hoffnungslos. Wenn er an die Würdelosigkeit seiner Lage rührte, biß ihn Ekel ins Genick. Sterben, was weiter? Bah. Sterben war jedenfalls schmerzloser als dieses dumpfe Hinvegetieren der letzten Tage, als jenes höflich-spöttische oder grausam-höhnische Gesicht seines Peinigers. Gussy? Sie mußte sich trösten. Alle Frauen, deren Männer im Kriege fielen, mußten sich trösten. Schließlich hatte sie doch auch die Kinder. Das Vitalin? Es ging auch ohne das. Wer weiß, vielleicht war es gar kein Geschenk für die Menschheit. Für alles fand er eine Antwort.

So stand es um Professor Sanders Willen zum Leben, als der „Satan II" die Isla del diablo anlief.

Ishi brüllte: „Mit Viertelkraft vorwärts. Auftauchen!" Dann verglich er den Chronometer. Mannsdicke Wasserstrahlen entströmten den Tauchertanks. Das U-Boot arbeitete sich schräg in die Höhe. Der Kanal war passiert.

Peter empfand Ishis schrille Asiatenstimme wie den Stich eines spitzen Dolches. Er fuhr jäh aus seinem Dahinbrüten auf. Die Luft war von Geräuschen durchzittert. Ein Mann der Besatzung schraubte den Deckel der Einsteigluke los und klappte ihn nach außen um. Ishi kletterte die schmale Eisenleiter des Kommandoturmes in die Höhe und steckte den Kopf aus der Öffnung. Dann sprang er wie eine Katze auf das graugestrichene Verdeck, das vor Nässe spiegelte. Kurz darauf erhielt das Tauchboot einen leichten Stoß und man hörte das Sausen stählerner Leinen, die vom Lande aus auf das Schiffsdeck geworfen wurden. Ein schleifender Ton, ein ächzendes Wimmern — und Satan lag an der Kette.

„Wir sind am Ziel, Mr. Sander, kommen Sie!" forderte der Amerikaner auf, ganz in weißen Tropenstoff gekleidet. Auf dem Kopfe hatte er einen breitrandigen Flechthut.

Peter klomm hinter dem Yankee mühsam die schmale Treppe empor und wäre ausgeglitten, wenn ihm der Japaner nicht eine helfende Hand hingestreckt hätte. So schwach fühlte er sich. Droben auf dem Verdeck mußte er sich an das Geländer klammern. Es war ihm übel. Seine Knie zitterten schamlos. Die Sonne zerstach sein unbewehrtes Gesicht mit glühenden Nadeln. Dazu ging der Satan unter ihm wie eine Wiege auf und ab. Er sah nichts vor sich, als tanzende Funken und rote Schleier . . .

„Setzen Sie doch Ihren Hut auf," klirrte des Yankees Stimme. „Wir sind nicht mehr in Lugano, sondern verdammt nahe am Äquator."

„Am — Ä — qua — tor?"

„Well, wenn Sie gestatten. Sehen Sie sich mal um, Mann. Niedlich, nicht?" Er machte eine vorstellende Gebärde. „Mr. Devils Reich!" Er führte Peter nach dem hinteren Teil des Schiffes, wo sie ungestört waren. Da der Satan inzwischen so festgezurrt war, daß er sich kaum mehr bewegte, ward es dem Professor besser. Er folgte der Aufforderung und ließ seine Blicke ringsum gehen und wurde sehr betroffen.

Kein Wunder; denn er sah sich aus der Dumpfheit eines tagelangen Verlieses plötzlich in die funkelnde Helle einer paradiesischen Landschaft gestellt; über ihm hing eine ultramarineblaue Glocke von so tiefer Reinheit, daß das Auge schmerzte. Unter ihm wippte in einem halbmondförmigen Becken eine grünkristallne Wasserfläche — der kleine Hafen des Inselinnern. Barken trieben auf ihr. Frauen badeten zwischen den Steinen. Vor ihm aber wuchs das lärmende Geviert einer modernen Stadt amphitheatralisch in die Höhe, mit blinkenden Fenstern, hohen Kaminen, seelenlosen Fabriken und vielen Siedlungshäusern. Die Stadt war wie eine Vergewaltigung der Gegend, wie ein Flecken auf dem Kleide einer schönen Frau, diese Stadt war sinnwidrig, störend, mit brutaler Geschmacklosigkeit in einen Garten Eden gepflanzt . . .

Und dieser ganze Fleck Erde und Wasser war umzogen von einem Ring steil aufragender Felswände, die vegetationslos und gelbrot in der Sonne leuchteten und den kraterförmig in sie gesenkten Talkessel von der Umwelt — einem Ozean — als unübersteigbare Scheidewand abschlossen.

Nur an einer einzigen Stelle gab es einen Ausgang; dort hinten nämlich, wo eine künstlich erweiterte Höhlung wie ein aufgerissener Rachen dicht über dem Wasserspiegel gähnte, die Passage der U-Boote. Dieser Rachen war wie mit schwarzer Tusche in das Panorama gepinselt, ein Symbol der Hoffnungslosigkeit . . .

Peter machte eine Wendung, so daß er wieder die Stadt im Blickfeld hatte, die ihn naturgemäß am meisten interessierte, trotz ihrer Geschmacklosigkeit. Nun er sie eingehender betrachtete, unterschied er auch Bäume und grüne Flächen, die Rasenstücke oder Gärten sein mochten . . .

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Reich?" hörte er den Amerikaner fragen. Als Peter keine Antwort gab, fuhr der andere weiter: „Klein, aber mein! So mein, wie diese Zigarre, die ich zwischen meinen Fingern zerreibe . . . Alles mein: dieses nackte, badende Mädchen, der Kuli dort mit seiner Last am Rücken, die Stadt da vor uns, in der meine Ideen in Taten umgeschmiedet werden . . .!"

Das war nicht mehr der spöttische Ton von vorhin, das war Eitelkeit, die sich selbstherrlich sonnte, das war ein Machtrausch, keiner Steigerung mehr fähig, und verschleierter Größenwahn. Das war die Expektoration eines Genies, das sich mit Menschenhaß und Menschenverachtung zum Bersten vollgesogen hatte und ein Ventil brauchte. Und nochmals begann der Amerikaner:

„Wissen Sie, was das war?" Er deutete mit einer weit ausholenden Geste in die Runde. „Ein grüner Trichter mit Kraut und Bäumen bestanden, ein Dorado für Zoologen. Nichts für mich. Und heute? Eine Stätte intensivster Arbeit, ein Zentrum des Fleißes, von dem — wenn ich will — ein Licht ausgeht, daß es die Welt blendet. Sie werden die

Teufelsstadt ja kennenlernen. Wir haben St. Pault und die Fifth Avennue, ein Flugfeld und eine meteorologische Station, wir haben Werkstätten und Kliniken, Maschinenhäuser und Versuchsanstalten, alles im kleinen, aber völlig ausreichend. In dieser von mir aus dem Nichts gestampften Stadt leben 2000 Menschen, 2000 Sklaven, für die mein Wille oberstes Gesetz ist. Wenn ich den kleinen Finger hebe, hören 2000 Menschen auf, zu leben (Sie werden mir zutrauen, daß ich für den äußersten Fall meine Sicherungen getroffen habe, nicht wahr?). So wie ich diese Stadt geschaffen habe, kann ich sie auch wegblasen vom Erdboden, als sei sie nie gewesen, sehen Sie, das ist Macht! Sie erinnern sich, daß ich bereits in Lugano mit dem Begriff operiert habe, allerdings ohne Ihr Verständnis zu finden."

„Aber nun vorwärts, man erwartet uns!"

Peter folgte dem andern wie betäubt über eine Laufbrücke nach dem Land. Zwei Männer, ebenso wie Mr. Devil in Weiß gekleidet, mit großen Basthüten in der Hand, erwarteten sie am Kai. Beide verneigten sich ehrerbietig vor Mr. Devil. Außer einigen Tragkulis und Rickschahläufern war niemand am Hafen. Dieser selbst war nur für U-Bootbetrieb eingerichtet. Um ihn herum lagen zerstreute Fischerhütten, vor denen Netze zum Trocknen ausgespannt waren und Frauen an ihrer Ausbesserung arbeiteten. Peter fiel auf, daß niemand von all diesen Personen neugierig herübersah oder gar herüberlief. Jedermann tat, als sei das Schiff nicht vorhanden. Wie seltsam! — dachte Peter und schrieb diesen Umstand der auf der Insel herrschenden Disziplin zu.

Mr. Devil sagte in einer fremd klingenden Sprache etwas zu den beiden Männern, die daraufhin Peter interessiert musterten. Dann stellte er Peter die beiden vor:

„Gouverneur Hangman und Ingenieur White, Mr. Sander. Der Gouverneur wird Ihnen jetzt die Insel zeigen. Ich selbst verabschiede mich einstweilen und ersuche Sie dringend, keine Geschichten zu machen. Sie wissen, was ich meine. Solange Sie vernünftig sind, gelten Sie als mein Gast. Andernfalls sehe ich mich veranlaßt, wieder das Hypnal in Anwendung zu bringen. Erlassen Sie mir das, ja. Ich werde Sie bald wiedersehen!" Dabei senkte der Amerikaner drohend seine unerbittlichen grauen Augen in die wasserblauen des Professors.

Peter nickte. Ja, er wollte vernünftig sein; alles andere war bei dieser Konstellation zwecklos.

„Schön. Und jetzt voran. White, geleiten Sie mich nach der Grube. Sie meinen also, daß dieses verdammte Platin — —." Das weitere verlor sich in der Ferne. Die beiden wurden von einer Rickschah entführt.

Die Teufelsstadt.

Peter sah sich jenem Manne gegenüber, den Mr. Devil als Gouverneur bezeichnet hatte. Nie noch hatte er einen Menschen von so abschreckender Häßlichkeit erblickt: der Mann mochte die Fünfzig überschritten haben und trug einen Anzug aus feinem Kakistoff, der um seinen ausgedörrten, sehnigen Körper schlotterte. Auf dem skelettartigen Unterbau saß ein eckiger, viel zu großer, haarloser Schädel mit einer Geiernase und rot umränderten, mitleidlosen Augen. Peter verspürte einen geradezu körperlichen Widerwillen vor diesem Scheusal, das zu alledem noch einen widerwärtigen Diskant sprach. Aber er beherrschte sich. Warum es mit dem Manne verderben, auf den er vielleicht angewiesen war? Peter hatte sich in der frischen Luft sichtlich erholt. Der Wille zum Leben brach wieder durch. Er sah alles in einem anderen Licht. Die Zukunft barg vielleicht doch noch Möglichkeiten, von hier zu entkommen. Die Situation war allerdings so, daß er diesen Leuten auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert war. Wenn sie ihn hier auf der Insel verschwinden ließen, krähte kein Hahn nach ihm. Es galt also klug zu sein und sich in das Unvermeidliche fügen. Natürlich mußte man die Augen offen und die Ohren steif halten. Einmal würde die Gelegenheit schon kommen! Man mußte klug sein und tun, als ginge man auf die Pläne dieser Leute ein; das war der einzige Weg. Schön war er zwar nicht.

Der sonderbare Gouverneur eröffnete das Gespräch:

„Willkommen, Mr. Sander! Nicht wahr, Sie werden mir keine Scherereien machen? Als Akademiker traue ich Ihnen soviel Einsicht zu, daß Sie nicht mit dem Kopfe durch die Wand wollen. Mr. Devil scheint an Ihnen einen Narren gefressen zu haben. Es ist das erste Mal, daß er jemand als „Gast" auf die Insel bringt", kicherte das Skelett, das keine Lippen zu haben schien. „Darf ich Ihnen nun die Insel zeigen?"

Um den andern durch zu große Geneigtheit nicht mißtrauisch zu machen, erwiderte Peter in mürrischem Ton:

„Meinetwegen zeigen Sie mir, was Sie wollen, Mister — Wie war doch Ihr Name?"

„Hangman. Aber sagen Sie ruhig Gouverneur. Alle Leute auf der Insel nennen mich so. Ich bin nämlich während Mr. Devils Abwesenheit sein Vertreter hier. Im übrigen seine rechte Hand. Die „Faust", wenn Sie wollen; er ist ein „Kopf". Nun, wir wollen nicht hoffen, daß Sie jemals mit dieser Faust Bekanntschaft machen, Mr. Sander. Kennen Sie Dsershinski — den Henker Rußlands? Nun, das bin ich, auf hiesige Verhältnisse übertragen. Wie ist es? Gehen wir zu Fuß oder benützen wir eine Rickschah?"

„Letzteres, letzteres. Ich habe wenig Lust, noch stundenlang zu laufen."

„Well." Der Gouverneur winkte eines der Gefährte herbei und sie stiegen ein. Die Läufer waren schokoladenbraune Kerle, Shingalesen vermutlich, und trugen nichts weiter als einen Leinenfetzen um die Lenden. „Zur Oberstadt!"

Die Läufer trabten dahin. Während der Fahrt erläuterte Mr. Hangman:

„Unser Hafen enthält natürlich Meerwasser. Er hat das Niveau der die Insel umspülenden See. Zur Trinkwassergewinnung dient eine umfangreiche Desti llationsanlage, die Sie in der Mittelstadt sehen werden. Fische und Frischfleisch erzielen wir selbst. Ebenso Gemüse. Alles andere muß importiert werden. Kapitän Jefferson, der den „Satan I" führt, hat die Material- und Nahrungsmitteltransporte unter sich. Wir kommen jetzt in die Unterstadt, die man am treffendsten als das Arbeiterviertel bezeichnen könnte. Hier wohnen unsere Gruben- und Erdarbeiter, die Matrosen, Handwerker und Fischer."

Sanders Interesse erwachte langsam. Er fragte:

„Wie erklärt es sich, daß ich bisher fast keine Männer gesehen habe? Auch stelle ich nur Mädchen und jüngere Frauen fest."

„Die männliche Bevölkerung ist jetzt bei der Arbeit. Wir arbeiten 12 Stunden im Tag. Mr. Devil ist darin sehr strenge und duldet keine Faulenzer. Und was die andere Frage betrifft, so dürfen Sie nicht übersehen, daß unsere Stadt erst 10 Jahre zurückreicht. Wir haben uns selbstredend gehütet, von vornherein alte, arbeitsunfähige Personen auf die Insel zu nehmen. Wer nicht arbeiten kann, hat keinen Wert für uns."

„Wie bekamen Sie denn die Leute," erkundigte sich Sander. „Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß sich ein geistig Gesunder entschließt, sein ganzes Dasein auf dieser weltfernen Insel zu verbringen?"

Mr. Hangman kicherte: „Sehr richtig, Mr. Sander. Aber, ein großer Teil der Leute sind Desperados, Jungens, die sich nirgends blicken lassen dürfen, ohne daß ihnen der nächste Konstabler die Hand auf die Schulter legt. Nach manchem hat sogar Master Lynch oder der elektrische Stuhl heftiges Verlangen. Für diese Sorte ist die Isla ein nicht zu unterschätzendes Asyl. Das wäre der eine Teil, der sich hauptsächlich aus Weißen rekrutiert. Die andern allerdings sind weniger freiwillig hier. Wenn Sie wissen wollen, wie das zugeht, müssen Sie einmal Ishi fragen. Das ist der gewiegteste Sklavenjäger aller Kontinente und expliziert Ihnen mit Vergnügen, wie so ein Gasuah gefingert wird. So, und hiermit sind wir in der Unterstadt."

Sie fuhren eine schnurgerade, beiderseits von Pisang- und Drachenbäumen bestandene Allee entlang, die in regelmäßigen Abständen Ausblicke in schmälere Querstraßen gestattete. Sie selbst setzte sich in einer Länge von etwa 6 Kilometern zum entgegengesetzten Ende der Insel, der Oberstadt, fort, indem sie in sanfter Krümmung anstieg. Rechts und links dieser betonierten Chaussee wuchsen nüchterne, in yankeehaftem Tempo aus dem Boden gezauberte Dutzendhäuser aus grünen Vorgärtchen, mehr zweckmäßig als ästhetisch wirkend. Die ganze Unterstadt war in Quartiere abgeteilt, von denen jeder Menschenschlag sein eigenes besaß: die Weißen, die Neger, die Chinesen, die Pampasbewohner und Insulant der malayischen Atolle. Ohne diese weise Voraussicht wären Mord und Totschlag nicht zur Ruhe gekommen. Denn der verworfenste Europäer dünkt sich millionenmal besser und vornehmer als so ein Nigger oder Coloredman.

Peter drehte den Kopf nach allen Seiten und glaubte sich in irgendein internationales Hafenviertel versetzt. Schnapsschenken, Bars mit zugehängten Fenstern, Tingeltangels und sonstige Amüsierlokale wechselten auf Schritt und Tritt mit japanischen Teehäusern und nach französischem Geschmack eingerichteten Liebesnestern, für deren Wohlassortiertheit der gelbe Kapitän fortlaufend zu sorgen hatte. Jetzt freilich war alles verödet; aber nach Einbruch der Dunkelheit würde es hier ja wohl sehr lebhaft werden.

Mr. Hangman hielt es für nötig, eine Erklärung vom Stapel zu lassen:

„St. Pault, nicht wahr? Wenn unsere Kerls schuften, daß sie im Schweiße ersaufen, dann muß hinterher auch Spaß und Gaudium sein. Daß die Geschichte nicht ausartet, dafür sorgt schon unsere Polizei. Sie werden sich von der Güte dieses Instituts noch überzeugen können. Mr. Sander.

Stramme Burschen, sag ich Ihnen, jeder sechs Schuh hoch, mit Gorillapranken und der Kraft von Grizzlibären; Aschantineger, vor fünf Jahren von der Goldküste frisch importiert und von mir wundervoll auf den Mann dressiert, die reinsten Bluthunde!"

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Stunde eines reichen Mannes.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Die Welt hielt ihren Atem an und lauschte beklommen und erregt hinüber nach Amerika, wo Joe Wellington, der reichste Mann, im Sterben lag. In den Kabinetten der Regierungen und in den geheimen Konferenzzimmern aller großen Trusts und Gesellschaften sah man ernste und besorgte Gesichter; denn wenn er, der Herr des Geldes, starb, ohne Frau, ohne Erben, dann mußte der freiwerdende Goldstrom das Antlitz vieler Wirtschaftszweige umgestalten. Man kannte zwar nicht sein Testament, aber man ahnte, daß ungeheure Entscheidungen die letzten Tage des Sterbenden erfüllten.

Joe Wellington lag im Sterben. Er, dem hundert große Zeitungen dienten, dem viele Schiffahrts- und Eisenbahnlinien gehörten, lag in seinem bescheidenen, fast armseligen Feldbett, inmitten eines schmuck- und prunklosen Schlafgemaches und kämpfte seinen letzten Kampf. So unendlich reich war dieser Mann, daß er bereits alles abgestoßen hatte, was dem nur Wohlhabenden zur Verschönerung des Daseins erforderlich erscheint, all die tausend Nebensächlichkeiten und Flitter, mit denen die Menschheit ihre leeren Stunden zu behängen pflegt und die doch erst demjenigen, dem kein Wunsch unerfüllt zu bleiben braucht, wieder das werden, was sie sind: Nichtigkeiten. Ja, wer ihn in diesen Tagen gesehen hätte, ihn, den viele haßten und wenige kannten, der würde vielleicht sein Haupt gebeugt haben vor der Tragik dieses Lebens, das so groß geworden war vom Reichtum und so — einsam vom Reichtum!

Der Arzt, der auf leisen Sohlen einher ging, hatte ihm eben ein Glas Sekt gereicht, um das ermattete Herz noch einmal anzufeuern. „Ich habe lange keinen Sekt getrunken", lächelte der Greis gequält, „es tut sehr wohl". — Der Kranke winkte mit den Augen — der Arzt zog sich zurück, um im Vorzimmer zu harren und zur Stelle zu sein, wenn seine Hilfe wieder benötigt wurde. Joe Wellington bohrte seine Augen, in denen bereits ein ferner, unwirklicher Glanz lag, in die weiße Zimmerdecke über seinem Haupt.

„Bin ich allein?" fragte Wellington mit ganz leiser Stimme, kaum die Lippen rührend.

„Nein, Herr, ich bin da", sagte Pitt, der alte Diener, der einzige Mensch, den Wellington in seiner Nähe duldete. Pitt, der ihn bereits seit vielen Jahrzehnten betreute, der mit seinen schlohweißen Haaren und seiner gebrechlichen Gestalt selbst ganz so aussah, als werde er in allernächster Zeit seinem Herrn in den Tod folgen.

„Du bist da", wiederholte Wellington zögernd. „Komm näher." Pitt trat an das Bett — grübelnd blickte der Liegende in das einfache und unverstellte Gesicht des Dieners, dessen pergamentene Haut den Widerschein des Lichtes seltsam zurück warf.

„Was hat dir der Arzt gesagt?" fragte Wellington. „Muß ich sterben?"

Pitt brachte es nicht fertig zu antworten, ein Würgen saß in seiner Kehle. „Das genügt", meinte der Kranke, als Pitt die Lippen noch immer fest aufeinander preßte. Er sagte es ohne Angst.

„Ich glaube", setzte er noch hinzu, „die meisten Menschen sterben anständiger, als sie gelebt haben." Und dann, mit einem Ausdruck mühsam unterdrückten Schmerzes: „Ich friere sehr, meine Füße sind kalt . . . bereits . . . kalt."

Pitt rückte die Decken zurecht. „Ich werde ein Wärmkissen holen", meinte er. Aber „nein, nicht das", erwiderte Wellington. Seine Augen bettelten, — und plötzlich begriff Pitt, was sein Herr wollte. Er legte sich in seinen Kleidern auf das Bett neben den Sterbenden, schlang den Arm um den so leicht und mager gewordenen Körper Wellingtons und sagte mit heiserer, klangloser Stimme: „Ich bin alt, und mein Blut kreist langsam, Herr. Doch will ich versuchen, Sie zu wärmen."

Ein wehmütiges Lächeln dankte ihm. „Sage nicht „Herr" zu mir", bat der Sterbende. „Nenne mich „du" wie einst. Bist du mir gut, Pitt?"

„Ich bin dir gut, Joe", erwiderte Pitt, und eine greisenhafte Träne hing in seinen Wimpern.

Lange lagen die beiden alten Männer nebeneinander auf dem schmalen Feldbett; sie hatten ihre Gesichter einander zugekehrt, und ihr leiser Atem mischte sich miteinander. Endlich brach Wellington das Schweigen.

„Es ist lange her, Pitt, seit wir so Arm in Arm gelegen haben — damals, als wir noch in den Heustapeln unseres Heimatdorfes spielten und schliefen."

„Es ist lange her — sechzig Jahre oder mehr."

„Wie hieß das Dorf — weißt du noch, wie unser Dorf hieß, Pitt?"

„Winnepole", sagte Pitt.

„Ja — Win-ne-po-le." Ganz langsam sprach Wellington diesen Namen nach. Er nahm die einzelnen Silben zwischen die Lippen, als wären es seltene und köstliche Früchte. Win—ne—po—le . . .

„Ich möchte gern wissen, ob dort noch der Flieder blüht wie damals, als wir beide jung waren", sagte Wellington. „Nie wieder habe ich später solchen Flieder gesehen, nie wieder einen solchen Duft verspürt. Aber damals — damals war der Frühling voll von diesem Duft. Zwei große Sträucher standen vor meines Vaters Garten — denkst du noch daran, Pitt?"

„Ich denke daran." Pause. Dann Wellington:

„Es ist sehr schwer, reich zu sein, Pitt. Einmal habe ich mich danach gesehnt, es zu werden — damals wußte ich nicht, wie schwer es ist. Kein Mensch weiß das vorher Dann aber, später, wäre ich gern ein Bauer geworden, hätte gern mit eigener Hand den Pflug über den Acker geführt. Doch es war zu spät — es gibt im Leben kein Zurück." Unruhig flogen seine Hände über die Decke, als er fortfuhr: „Alle haben mich verlassen, seit ich reich wurde — nur du nicht, Pitt. Ich bin so furchtbar einsam gewesen, all diese Jahre. Ich hätte heiraten können, gewiß. Aber ich war voller Mißtrauen — alle, die sich mir näherten, schielten ja doch mit einem Auge nach meinem Geld. Sie wollten sich mir verkaufen, um des Geldes willen, alle — alle. Ach . . . Die Menschheit ekelte mich an. Es ist ein trauriges Los, reich zu sein . . ."

„Ja", sagte Pitt, und mit einer Gebärde des Mitleids preßte er seinen dürren, alten Arm enger um den ausgemergelten Körper Wellingtons.

„Wenn ich es recht bedenke", grübelte der Sterbende, „hat mich nur ein einziges Mädchen wahrhaft geliebt — und das war damals, als wir beide noch halbwüchsige Burschen waren. Hieß sie nicht Ellen, Pitt?"

„Ja, sie hieß Ellen", bestätigte der Diener. „Sie ist tot. Schon lange. Sie starb, als sie eben die Zwanzig erreicht hatte."

„Ja, sie war immer zart. Ich hätte sie mit mir nehmen sollen, als ich in dieses große, lärmende Newyork zog. Ich wäre viel glücklicher geworden."

„Sie wäre nicht mit dir gekommen", sagte Pitt behutsam, „denn — sie hat dich nie geliebt, Joe."

„Doch, sie liebte mich — bestimmt! Du willst es nur nicht zugeben, alter Bursche. Du warst immer neidisch und eifersüchtig", lächelte Wellington.

„Ich würde es zugeben, wenn es wahr wäre. Aber es ist nicht wahr — sie hat dich nie geliebt. Sie hat mir versprochen, Joe, sie würde mich heiraten, wenn ich so weit wäre, eine Frau ernähren zu können. Wir haben Briefe gewechselt, viele, viele Briefe. Aber ehe ich so weit war, starb sie. So ist es!"

„Du lügst", röchelte Joe und richtete sich keuchend, mit pfeifendem Atem auf. „Warum quälst du mich?"

Aber Pitt, der Zeit seines Lebens arm und in dienender Stellung geblieben war, wollte sich dieses einzigen Glückes nicht berauben lassen. Er hing an Joe — gewiß — aber er brachte es nicht fertig, diese einzige Angelegenheit, wo er erfolgreicher gewesen war als Wellington, abzuleugnen. „Ich spreche die Wahrheit", behauptete er mit der rechthaberischen Hartnäckigkeit eines alten Mannes.

„Hole die Briefe", stöhnte Wellington, und seine flüsternde, kaum hörbare Stimme hatte doch wieder den alten, befehlenden Klang.

Pitt gehorchte. Er erhob sich zitternd, schlürfte mühsam aus dem Zimmer. Noch immer trug sein verwittertes Gesicht den Abglanz eines Triumphes, des einzigen Triumphes seines Lebens.

Aber als er zurückkam, lag Wellington zusammengesunken auf seinem Bett, kein Atemzug hob mehr seine Brust, sein wachsgelbes Gesicht trug den Ausdruck unendlicher Trauer und einer letzten, furchtbaren Enttäuschung.

Da warf sich Pitt an dem armseligen Lager des toten Milliardärs nieder, griff nach dessen bereits erkalteten Händen und heulte so wild, so verzweifelt wie ein Hund, der seinen Herrn in größter Not allein gelassen und — verraten hat.

Im Leuchtturme von Greenly Island.

Von schlichten Wänden schaut als bunter Druck
des Heilands Kreuz stumm mahnend auf mich nieder. —
Wie ärmlich scheint des Hauses höchster Schmuck!
Und doch vermögen tausend Jubellieder
die Einfalt nicht und nicht der Andacht Glut,
die aus dem Bild, das über allen Bildern
erhaben thront, weil seines Herzens Blut
es leis' umfließt, im Lobgesang zu schildern.

Er stritt und starb. Er glaubte an das Licht,
das in ihm glühte, denn sein eigen Leben
war seiner Liebe eiferndem Gericht
wie seines Kampfes Leuchten ganz ergeben. —

Ich sinne stumm. — Vorüber ist der Flug.
Er, dessen Hand als milde Gnadenspende
uns über Meer und Eis durch Nacht und Nebel trug,
ist nun bei mir und faltet meine Hände:

„Auf weiten Steppen, einsam überschneit,
im engen Raum, da stille Menschen wohnen,
rauscht deiner Gottheit lichtes Strahlenkleid,
und überall kann deine Allmacht thronen.

Doch wem du ernst des Todes Bild gezeigt,
der beugt das Knie und fühlt nur dieses eine:
Wer nicht das Herz vor deinem Kreuz geneigt,
sah nie das Licht in seiner Klarheit Reine."

Greenly Island, den 14. April 1928.

E. G. Freiherr von Hünefeld.

(Aus dem Sonntagsblatt der „New Yorker Staats-Zeitung", Nr. 17.)

Friedensrichter Ox.

Skizze von **Max Bernardi.**

Herr Smith küßte die blonde, schlanke Frau Maud. Nicht seine Frau, sondern die Gattin des ehrenwerten Herrn Cornelius. Aber was tat es zur Sache? Der Kuß war nicht minder aufrichtig.

Auf dem Tisch ruhte Frau Mauds Handköfferchen.

Mr. Smith bekam einen neuen Liebesanfall: „Mut, mein Süßes", flüsterte er und preßte sie an seine Lederweste. Er stand mit seinen langen gespreizten Beinen da wie ein kampffreudiger Hahn.

Frau Maud packte mit bebender Hand ihr Köfferchen. Also nun sollte es Wirklichkeit werden! Der Mädchentraum in Erfüllung gehen: Getragen von jungen, mutigen Armen in ein fernes Land, Flucht vom ungeliebten Gatten . . .

Ungeliebten? Herr Cornelius war gut zu ihr, o doch, ein ehrenwerter Mann. Aber er hatte so viele Sitzungen, so viele Ämter, so viele Freunde. Er gehörte aller Welt, nur ihr nicht. Und da unten, vor dem Fenster, da harrte der Wagen von Herrn Smith, der sie beide unzählige Kilometer über die schöne Welt bringen sollte, nach dem Häuschen im Palmenschatten unter den Mangobäumen . .

Und er, er würde sie ans Herz drücken sein Leben lang, ohne Sitzungen, Ämter, langweilige Freunde.

Herr Smith krümmte in eleganter Bewegung den rechten Ellenbogen: „Noch zwei Minuten!"

Frau Maud setzte das Lederhütchen auf ihr Blondhaar.

*

Da schrillte die Klingel.

Bis ins Innerste erschrak die kleine Frau Maud. „Öffne!" befahl Herr Smith mit herrischem Löwenmut. Herr Cornelius konnte es nämlich nicht sein, der saß noch gut zwei Stunden im Gemeinderat.

Frau Maud öffnete.

Es war Herr Ox, der Friedensrichter, der unter vielen entschuldigenden Verbeugungen eintrat. Frau Maud sah etwas verstört nach ihrem jungen Freund, an der leise schwankenden Gardine entdeckte sie eben noch dessen diplomatischen Rückzug.

„Nur einen kleinen Augenblick", lispelte Herr Ox, „es ist meines guten Freundes wegen, des sehr ehrenwerten Herrn Cornelius". Er stockte und sah die erschrockene junge Frau etwas unsicher an.

Maud hielt sich an der Stuhllehne fest. Ihr feiner Fraueninstinkt ahnte nichts Gutes. Die Fenstergardine schwankte wie von einem Luftstoß hin und her bewegt.

„Es fällt mir als Freund von Herrn Cornelius und als Verehrer seiner Gattin besonders schwer — es ist eine heikle Sache —, aber eben darum —", er schluckte. Frau Maud folgte mit Entsetzen seinen Blicken. die interessiert das zum Bersten gefüllte Handköfferchen musterten.

„Er weiß alles", stöhnte sie. Ihr Mann, Cornelius, sandte ihr in seiner Pedanterie gleich den zuständigen Mann — den Friedensrichter. O, sie kannte ihren Mann!

Herr Ox blickte verwundert in Frau Mauds tränengefüllte Augen. „Nun, nun, es ist nichts Schreckliches. ich schlichte ohne Aufsehen, eine Kleinigkeit, die vorkommen kann, aber es soll nicht sein. Herr Cornelius —"

„Machen Sie es kurz — ach, ich bin ohne Schuld!" brach Frau Maud plötzlich in einen Tränenstrom aus.

Peinlich bewegt trat Herr Ox von einem Fuß auf den anderen. Hätte er nach der Gardine gesehen, würde er leicht die Wahrnehmung gemacht haben, wie sich dort ein schlanker Elegant aus dem Fenster schwang. So aber blickte er anscheinend auf die Ornamente des Teppichs und konnte sich den Gemütszustand der Gattin seines Freundes nicht enträtseln. Er nahm einen neuen Anlauf. „Also Schuld oder Unschuld — die Vorschriften müssen befolgt werden, auch von Herrn Cornelius, wiewohl er mein sehr ehrenwerter Freund ist." Jetzt war er im Fahrwasser.

„Er darf sein Auto nicht abgeblendet auf der Straße stehen lassen, es geht nicht, ich muß ihn in Strafe nehmen."

*

Frau Maud blickte traumverloren aus dem geöffneten Fenster. Lauer Sommer strömte in die Zimmer. Herr Ox hatte sich längst unter vielen entschuldigenden Verbeugungen aus dem Staube gemacht. Es war doch immer eine heikle Sache mit den Frauen . . .

Vor dem Haustore aber konnte er noch mit listiger Befriedigung feststellen, daß der schöne Wagen fort war, die schwere Maschine, die gar nicht seinem Freunde Cornelius, sondern diesem dummen Gent aus dem Westen gehörte . .

Maud packte das Köfferchen wieder aus und legte den vielen Tand zurück in den Schrank. Zu Herrn Cornelius roten Schnupftüchern und schweren Schafwollsocken. Dann trat sie mit einem langen Seufzer wieder an das Fenster. Hier war der tapfere Herr Smith auf das Pflaster hinab gesprungen. Es war nicht tief, o nein, Herr Smith sprang nicht tief . . .

In ihrem Herzen brannte kein Feuer mehr für den feigen Gent.

Aber ein kleines Lichtlein hatte sie angesteckt für den ehrenwerten Herrn Cornelius, vielleicht nur aus Eigensinn, aber es flackerte in den stillen Sommerabend hinaus.



Bunte Chronik



* **„Das Unbeschreibliche, hier ist's getan."** Kürzlich entwich aus dem Stadtgefängnis von Union City in Tennessee ein zum Tode verurteilter zwanzigjähriger Mörder, Johnnie Vaughe. Zum Trost für seine saumseligen Wächter hinterließ er ein Schreiben des Inhalts, daß er sein Mädel besuchen wollte und anderntags zurückkehren würde .Es war ein magerer Trost, und das Versprechen fand wenig Glauben; anscheinend mit Recht, denn Johnnie kam wirklich am anderen Tage nicht wieder. Auch die sofort in Bewegung gesetzten Streifen fanden ihn nicht und mußten sich mit dem Fang von zwei anderen Ausreißern begnügen. Wer beschreibt daher die freudige Überraschung des Sheriffs, als ihm nach fünf Tagen plötzlich die Stimme Johnnies entgegenschallte, der sich zur Stelle meldete. „Ich wollte Sie nicht ärgern", sagte er gutmütig, als er in seine Zelle geführt wurde, „sondern nur ein Geschäft erledigen." Mehr kann man wahrlich nicht verlangen, und der dankbare Sheriff wird dem jungen Mann wohl auch seine „unerlaubte Entfernung" verziehen haben.

Lustige Rundschau



* **Ballgespräch.** „Unser Doktor sagt, es ist gesund, auf Zehenspitzen zu gehen." — „Ja, aber auf Ihren."

*

* **Aus einem Roman.** „Tilly saß am Toilettentisch und puderte sich. Als ihr Gatte stürmisch ins Zimmer trat, ließ sie ganz entsetzt ihren Wattebauch fallen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.